

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 44

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tehn Keller zubringen mußte — und ich in die ersten Äpfel unserer Schloßdorfheimat mit einem brandschwarzen „Kohl-dampf“ hineingebissen habe! Du siehst, ich bin der alte geblieben, wenn ich auch ausgewachsen und ausgereift bin; aber die köstliche Anwandlung, vom Jakobi-Apfelbaum einige Früchte zu maußen, hat mich wieder buhnenjung und tatenfroh gemacht. In Treue Dein alter „Döpfelschelm“

Weidmann Karl.

Weltwochenschau

Gold oder Arbeit.

Eine Initiative, die mit durchaus genügender Unterschriftenzahl im Bundeshaus „abgegeben“ wurde, verlangt die Heranziehung des „Abwertungsgewinnes“ unserer Nationalbank für die Finanzierung des eidgenössischen Arbeitsbeschaffungsprogrammes. Man weiß, daß dieses Programm in den Dienst der vermehrten Wehrbereitschaft gestellt werden soll. Man weiß außerdem, daß wir dauernd 50,000 Arbeitslose entweder stempeln lassen oder aber durch die Armenbehörden unterstützen müssen. Das heißt: Ein Teil der Auslagen müßte sowieso immer bestritten werden: durch Arbeitslosenstellen und Armenbehörden; ob der Steuerzahler und Gewerkschafter diese Kassen füllt oder eine eidgenössische „Arbeitsbeschaffungskasse“, ist ihm egal . . . er möchte immerhin lieber, wenn die Feiernden etwas täten. Nun also: Man könnte in der Rechnung anführen, daß bei aufgehobener Arbeitslosigkeit ein Teil der Lasten, die der Bund auf sich zu nehmen hat, andernorts wegfallen.

Man muß diesen Seitenblick unbedingt tun, wenn man von der so dringlichen Wehrverbesserung und der einfach skandalösen Nichtbeschäftigung von 50,000 Mann redet. Erst dann wird einem nämlich klar, wie verdammenstwert das Hin- und Herschieben der möglichen Lösung unseres Problems sei. Eine Belastung in Millionen vorrechnen und den Posten verschweigen, der den öffentlichen Körperschaften sowieso auf dem Halse sitzt, das ist falsche Rechnung.

Und diese falsche Rechnung, so scheint es uns, wird allenthalben praktiziert. Da erklärt die nationalrätliche Kommission, der Goldgewinn der Nationalbank sei gemäß den Initiativorschlägen zu verwenden. Die Nationalbank aber verfaßt ein Gutachten, nach welchem diese halbe Milliarde zur Stützung unserer Währung gebraucht werde. Unterdessen dauert die Defizitwirtschaft bei der SBW fort, und der Bund balanciert mit Einsparungen sein Budget unter größten Anstrengungen . . . die Defizite drohen auch in den Kantonen und Gemeinden beim geringsten wirtschaftlichen Rückschlag. Eine Wirtschaft auf solcher Grundlage gefährdet die Währung weit mehr als die Reduktion der „Golddecke“ von 127 auf immer noch mehr als 90 % des Notenumlaufs! **Halbe Rechnung, falsche Rechnung!**

Der Bundesrat könnte diese Initiative rasch zur Abstimmung bringen, aber es preßiert ihm nicht wie in andern Fällen. Denn er teilt die Meinung der Nationalbank. Weit herum im Volke verbreitet sich eine gedrückte Stimmung. Es wird einfach nicht begriffen, daß die 50,000 feiern, statt daß man sie zur öffentlichen Arbeit aufbietet . . . zur Arbeit im Dienste der verstärkten Wehr. Und vor allem begreift das Volk nicht, daß dieses Zögern des Geldes wegen, das vorhanden wäre, andauern soll. Es gibt Warner, die für den Franken fürchten . . . dabei weiß jedes Kind, daß wir so fest stehen wie die Amerikaner mit ihrem Dollar! Die andern Warner sollte man hören, die nicht für den Franken, die für die wehrhafte Schweiz hängen.

Die Lawine in China.

Nach dem großen Zusammenbruch des französischen Bündnisystems in Europa und dem Ende einer durch Versailles begründeten Pariser Vorherrschaft auf dem Kontinent erleben wir nun auch eine Katastrophe der anti-

dictatorischen Kräfte in China. Es ist, wie wir schon oft betonten, nicht die Katastrophe des Kuomintang und der chinesischen Nation, es ist die denkbar folgenreichste Schlapppe für das weltbeherrschende Europa. Denn England, das dabei geschädigt wird und Stück um Stück seiner alten Geltung einbüßt, steht dabei für Europa und die weiße Rasse.

Nach der Landung der japanischen Korps bei Hongkong vollzog sich der Vormarsch zunächst unter Hindernissen. Chinesische Abteilungen verlangsamten zumindest die Vorwärtsbewegung der Angreifer. Unter dem Einsatz gewaltiger Fluggeschwader, denen zunächst kein einziger Chinesenflieger entgegenwirkte, vollzog sich indessen die Landung immer neuer Abteilungen und die Ausdehnung der Aufmarschbasis, zugleich aber die Zerstörung wichtiger chinesischer Anmarschstraßen . . . und der Moral jener weniger geschulten Provinztruppen, auf die zunächst der japanische Angriff stieß. Dann hieß es plötzlich, die Bahnlinie Hongkong—Kanton sei unterbrochen, das britische Hongkong vom Innern Chinas isoliert, und wenige Tage darauf: Die Japaner haben den Perfluß erreicht und stehen Kanton gegenüber.

Noch überlegten Strategen, die vom Kriege etwas verstanden, ob nicht Japan in eine Falle hineintappe. Das heißt, ob nicht die chinesische Verteidigung im Nordosten, also im Rücken der Japaner, ihre Kräfte zum unerwarteten Ueberfall bereit halte. Aber nichts geschah, und Ende letzter Woche zogen die ersten 3000 Japaner in der Hauptstadt des Südens ein. Das Gros folgte, während noch die Zivilbevölkerung flüchtete und die Truppen, die den Rückzug deckten, möglichst viele Brücken, Staatsgebäude, Munitions- und Benzinlager sprengten und die Riesenstadt in ein Feuermeer verwandelten.

Der Eindruck des neuen und in so kurzer Zeit gelungenen Einmarsches in Kanton machte an den Fronten vor Hankau einen verheerenden Eindruck. Die Einwohner flohen zu Hunderttausenden. Zugleich aber ordnete Tschang-Kai-Scheh einen allgemeinen Rückzug an. Die Uebergänge des Tapiegebirges im Norden wurden von schwachen Abteilungen so lange gehalten, bis die Hauptmassen den Jangtsefluß erreicht hatten. Alles Gebiet nördlich des Stromes wird preisgegeben, im Süden wird zwischen den vielen Seen und verwickelten Bergkämmen weiter gefochten und eine Linie eingerichtet, die kurz hinter Hankau beginnt und südöstlich quer über breite Gebirgsstrecken Nantchang erreicht: Mit andern Worten, vom Tungting- bis zum Boyansee.

Verhängnisvoll für die weitere Verteidigung ist der Umstand, daß ein Zurückweichen westwärts nur mit einzelnen Abteilungen möglich sein, das heißt, daß die neue Front nicht mit dem Rücken gegen die russischen Zufahrtswege stehen wird. Ein Blick auf die Karte belehrt uns, warum der Ausweg nach Westen nicht möglich sei: In den gewaltigen, von vielen Wasserläufen durchschnittenen Ebenen gibt es kein Halten bis weit in die Provinzen des Hinterlandes. Ein Wettlauf mit den nördlich vordringenden Japanern würde dabei die Gefahr einer Vernichtung großer Truppenmassen bedeuten. Eine Konzentration im Westen läßt sich also nur durchführen, wenn zunächst der Weg südwärts gesichert wird.

Wir stehen nun vor der Schicksalsfrage, ob die Chinesen unter der furchtbaren moralischen Belastung zweier gleichzeitig erlittenen Niederlagen niederbrechen oder ob sie eine neue Front überhaupt einzurichten vermögen. Im ersten Falle rückt der Friede zwischen den beiden gelben Mächten plötzlich und unerwartet nahe: Ein Friede, der die japanische Führung im Reiche der Mitte besiegelt. Und die unheimliche Möglichkeit, vor welcher Europa grauen muß, ist eröffnet: Daß die Chinesen sich aus Rache den Japanern anschließen und mit den europäischen Mächten, die sie verlassen und verraten, abrechnen. Die Vorwürfe, welche der ehemalige Minister Tschang-Kai-Scheh erhebt, lassen solche Möglichkeiten ahnen. Im zweiten Falle jedoch wird die Entwicklung unübersehbar sein. Stabilisiert sich weit im Hinterland eine zwar

geschlagene, aber zum Äußersten entschlossene Armee, und funktioniert die Zufuhr aus Indochina und aus Rußland, dann stehen wir vor einer Teilung Chinas. Japan wird behalten, was es besetzt hat, wird es organisieren und ausbeuten, wird den Südosten, d. h. das Land zwischen Schanghai, Hankau und Kanton abriegeln und als abhängigen Splitterstaat unter genehmer Führung bringen, den Rest im Westen aber durch dauernde passive Abwehr in Schach halten. Der Feldzug selbst nähert sich seinem Ende. Höchstens daß noch eine Expedition an die Grenze französisch Hinterindiens erfolgt, um die Isolierung des Westens zu vollenden.

Dieser verbleibende westliche Rest ist ein Gebiet ohne Bahnen, und die Legende, wonach dort ein neues China mit modernsten Autostraßen, Fabriken und Festungen entstanden sei, ist schwer glaubhaft. Die Verteidigung müßte mit primitiven Mitteln durchgeführt werden; zu einer Offensive würde es kaum kommen.

So stehen wir denn vor den Konturen einer Umwälzung, gegen die der „Septemberrüttel“ in Europa ein Kinderspiel scheint. Japan hat seine Beute sozusagen gewonnen, und wenn nach den brutalen militärischen die politischen Lösungen asiatisch schlau erfolgen, steht es fest, daß die Russen ihre südliche Flankendeckung verloren haben und im kommenden Zweifrontenkrieg gegen Hitler und den Mikado allein stehen werden.

Was sind gegen diese Perspektiven die kleinen europäischen Intrigen um die tschechische Beute! Wir sehen, daß Hitler seinen Gefolgsstaaten Polen und Ungarn nicht so viel gönnt, wie sie und Mussolini erwartet hatten: Er will Karpathenrußland bei der bundesstaatlich organisierten Tschechoslowakei, die sich ihm ausgeliefert, behalten und die gemeinsame polnisch-ungarische Grenze „verhindern“. —an—

• • •

Kleine Umschau

Wie ich mir einen Schweizerwochentag vorstelle.

Die schrillen Töne des Omega-Weckers reißen mich aus dem unterbewußten Traumland an die Oberfläche des Alltags. Mit einem kühnen Sprung verlasse ich die mit Freiburger-Rosshaar gestopfte Matratze, werfe die mit helvetischen Entenfedern prall gefüllte Steppdecke über den aus häßlichem Schweizertannenholz gefertigten Bettladen, drehe den Baillard-Radio an und stürze mich zu den Klängen des vom Jodlerklub „Mattestage“ gesungenen Morgengrußes in das wahrhaftigste Halbleincomplet, das ich mir kürzlich bei einem bodenständigen Landschneider hatte bauen lassen. Dann setze ich mich an den Chuchitisch, der notabene mit Giubiasco-Vinoleum belegt ist, trinke fünf Tassen Ovomaltine und esse dazu drei Honigschnitten, etwas Käse und zwei weichgekochte Eier. Schweizereier, ca va sans dire! Nach diesem frugalen z'Morgen ziehe ich die prima Ballyschuhe an, die ich vor acht Jahren an der Tombola des Gemischten Chors „Schwyzerstärn“ gewonnen hatte, stülpe den walliser-schafswollenen regenfesten Eigernordwandhut auf die langsam höher werdende Stirne, eile über die gotthardgranitne Treppe hinunter und den mit Mareschotter befestigten Vorplatz hinüber zur Tramhaltestelle, besteige den aus der Waggonfabrik Schlieren stammenden Straßenbahnwagen und zahle mit dem im Jahre 1924 in der schweizerischen Münzstätte geprägten Zwänzgerli die Fahrt in die Stadt. Da mir bis Arbeitsbeginn noch etwas Zeit übrigbleibt, kaufe ich bei Francke rasch das „Jä gäll, so geits“ von Rudolf von Tavel, lasse mich in den Trubel der Loeb'schen Scylla und Charybdis hineinwirbeln und wäre bei einem Haar von einem Berna-Castwagen überfahren worden. Auf diesen Schreck gehe ich schnell hin und lasse mich bei der „Helvetia“ gegen Unfall versichern.

Endlich an der Stätte meines täglichen Wirkens angelangt, ergreife ich einen Caran d'Alche-Bleistift und entwerfe auf einem Bogen Papier, der in Deißwil das Licht der Welt erblickt hatte,

einen geharnischten Artikel, in dem von Fleischpreisstabilität trotz Maul- und Klauenseuche, von Milchpreiserhöhung trotz Schwemme und von der Herabsetzung des Brotpreises die Rede ist. Auch der Käse hätte, im Verhältnis zum Ausmaß der eingelagerten Bestände, in dem literarischen Elaborat Raum finden sollen. Aber ich habe den Artikel nicht fertiggeschrieben, denn Kritik, Sarkasmus oder gar Hekerei schienen mir absolut nicht in den Rahmen der interkantonalen Schweizerwoche zu passen. Und so entzündete ich zur Beruhigung meines in Wallung geratenen Schweizergemütes an einem Bündhölzchen der Sätershofs Ländstiftfabrik Wimmis einen Ormond BC-Stumpfen an, fühlte mich als Mann, verfolgte gespannt den Verlauf der in der Schweizertagespresse geschilderten schweizer. Fußballmeisterschaft und saßte, beeinflusst durch bezügliche Inferate, endlich den definitiven Entschluß, meiner bessern Hälfte die längstversprochene goldene Zenith-Armbanduhr und meinem Töchterchen ein Cosmos-Fahrrad mit drei Ueberlegungen, einer Trommelbremse mit Felgenbremsen kombiniert, zu kaufen. Weil mir plötzlich so eine unangenehme Kältewelle langsam die Beine hinauffroch, drehte ich schleunigst den Sulzer-Zentralheizungskörper an, lehnte mich in den molligen Meer-Faulenzer und betrachtete sinnend den Hodler'schen „Rückzug von Marignano“, der als tadellose Reproduktion der Benteli A.-G. neben der gemächlich tickenden Sumiswalder Pendule an der Wand hing.

Ueber der Stadt kreist brummend das neueste, kürzlich in der eidgenössischen Konstruktionswerkstätte Thun fertiggestellte Flugzeug. Das Motorengeräusch vereinigt sich mit dem Knurren meines Wagens zum imposanten Finale der Hungerfsonie. Auf dem Wege zur Suppe reizt mich lästiger Nasentitel. Aus diesem Grunde befördere ich ein mit St. Galler-Stiderei verziertes Taschentuch aus der Tiefe des Hosensackes ans Tageslicht und benütze es als wirksamen Schalldämpfer einer alarmierenden Riesexplosion.

Zu Hause machen wir uns hinter die aromatische Bärnerplatte, die, aus einheimischen Produkten aller Art bestehend, auf gediegenem Langenthaler Geschirr serviert und mittelfst Zegler-Silbergabeln zwischen die von einem Schweizer Zahnarzt plombierten Zähne geschoben wird. Nach dem Essen genehmige ich, um allen Eventualitäten vorzubeugen, ein Glesli Zuger-Rirsch und lege mich dann zum obligaten Mittagsspüßli auf die Reformpolsterottomane „Brauner Muß“.

Den Nachmittag verbringe ich mit dem sympathischen Schweizerschauspieler Heiri Gretler im Kino beim „Füsilier Wipf“, woselbst die stramme Haltung unserer eidgenössischen Truppen und die herzliche Vaterlands- und andere Liebe mich sehr beeindruckt. Gegen Abend treffe ich in der Nähe des „Chlapperläubli“ einen alten Freund, bestelle für meinen Sohn ein Paar Attenhofer-Ski mit Marathon-Edelstahlkanten (Schweizerfabrikat!), kaufe zu Händen meiner lieben Gattin als mildernden Umstand einen Papierack voll heißer Tessinermaroni (denn der Füsilier Wipf-Film hat gar lange gedauert), und lenke dann meine Schritte dorthin, wo meine Penaten in der Gesellschaft heimeliger Heimbervervasen ein nettes, beschauliches Dasein fristen — — —

Als ich leise und etwas schuldbewußt (siehe obige Bemerkung i. S. Füsilier Wipf) die Wohnungstüre öffnete, um meinen sieghaften Einzug möglichst geräuschlos und unbemerkt zu gestalten, begrüßte mich ein wahrhaft helvetisches Gelächter. Mein Frauelli drückte mich sanft auf die aus dem Jahre 1714 stammende Simmenthaler-Stabelle und, marronitnabbernd verfolgten wir en famille gespannt am Radio „wie der Christe zu fur Frou chunt“. Wir freuten uns an der köstlichen Art, mit der Frau Tribelhorn-Wirth den Gotthelf'schen Stoff dramatisch so lebendig und packend gestaltet hatte.

Den harmonischen Schluß dieses echt schweizerischen Schweizerwochentages bildete das Allegro ma non troppo con brio eines echt eidgenössischen Schnarchsolos meinerseits — so behauptete wenigstens am nächsten Morgen meine Frau. Vermutlich hat sie aber nur geträumt. Denn die Frauen träumen bekanntlich gern und oft — — — — Stürmibänz.